

## **„Kirche 3.0“**

### **Christliches Leben in postkirchlicher Gesellschaft**

„Kirche hoch 2“ – so hieß die ökumenische Vision von Kirche, die 2013 in Deutschland von der evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover zusammen mit dem Bistum Hildesheim entwickelt wurde. „Kirche hoch 2“, das bedeutet: ökumenisch unterwegs sein; und mehr noch: erst einmal ökumenisch hinhören, was es braucht und wo Kirche anders, neu, intensiver, missionarischer, glaubensförderlicher sein kann und sein wird. Und dann: handeln: neue Formen ausprobieren; neue Wege gehen und experimentieren, wie der Glaube in die Sprache von heute gekleidet werden kann.

Die Themen, die in diesem Prozess behandelt wurden, lagen auf der Hand: Neue Lebenswelten wollten erschlossen werden; „Anfangen, wo die Menschen sind“ wurde dabei zum Schlagwort und markierte dabei den Urgrund von Kirche, schließlich sollte sie doch immer da beginnen, wo die Menschen sind – da, wo sich zwei oder drei im Namen Gottes versammeln. Aber es ging um noch mehr: Eine Ökumene der Sendung stellten sich die Beteiligten vor und schauten dabei auf England, schauten auf „fresh X“ und auf eine missionarische Kirche, die neue Formen, neue Tiefen, neue Ausdrücke des Glaubens suchte und fand und dabei gleichzeitig die Strukturen aufbrach und hinter sich ließ, die das Leben behindern oder die – und in eben diesem Kontext war „Kirche hoch 2“ eingebettet – geistlichen und sexualisierten Missbrauch ermöglicht hat. „Kirche hoch 2“ – das war und ist ein hoffnungsvolles Projekt, zu dem viele Menschen zusammengekommen sind, denen die Kirche am Herzen liegt und die sich nicht mit Verlustängsten abfinden, sondern Glauben selbstbewusst leben wollten.

Neun Jahre ist „Kirche hoch 2“ nun her. Heute und hier sprechen wir über „Kirche 3.0“ – das ist ein Weg. Und mehr noch: Es scheint, als habe sich in den neun Jahren so ziemlich alles verändert, was Kirche je ausgemacht hat. Vor neun Jahren hatten wir keine Idee von Corona und wussten nicht, dass Krankheit und Tod uns nun in einem Ausmaß nah kommen würden, wie wir es in der Mitte Europas gern verdrängen und einem wie auch immer gearteten „Später“ oder „Irgendwann“ am weit entfernten Ende des eigenen Lebens anheimstellen. Mit der Pandemie indes kam dieses „Irgendwann“ ganz nah; so nah wie die Militär-LKW in Bergamo, in denen Särge, Menschen abtransportiert wurden. Diese Kolonne der LKWs ist ein Bild der Pandemie und eine Wiedererinnerung an den Tod.

Und mit der Pandemie zeigte sich für die Kirche auch dies: Vor neun Jahren haben wir nicht gewusst, dass der digitale Raum auch ein Verkündigungsraum ist, in dem es sich gut beten, segnen, hoffen und hören lässt. Sicher, die direkte Begegnung ist kaum zu ersetzen. Aber: Der digitale Raum schafft Möglichkeiten und erlaubt Begegnungen mit Menschen, die weit entfernt von uns leben, hoffen und glauben. Das heißt: Der digitale Raum verbindet – und die Vollmacht eines gemeinsamen Gebetes ist auch hier nicht zu unterschätzen.

Doch zur Kirche gehört auch dies: Vor neun Jahren war uns das Ausmaß des geistlichen und sexuellen Missbrauchs in den Kirchen nicht so deutlich, wie es uns heute unverfälscht vor Augen steht. Heute erzählt nicht nur die MHG-Studie von diesem Ausmaß, sondern auch unterschiedliche Gutachten tun dies. Dabei verweisen sie auf Strukturen, Vertuschungsversuche und auf mangelnde Aufarbeitung. Und: Heute treten die Menschen – zumindest in Deutschland – scharenweise aus beiden großen Kirchen aus, weil sich ihnen durch dieses Ausmaß und durch so manchen kirchlichen Eskapismus die Frage aufdrängt: Warum sollte ich in diesem Verein noch bleiben? Kurzum: Ein gehöriges Maß an Vertrauen ist verspielt.

Vor neun Jahren kannten wir auch noch nicht den Synodalen Weg der katholischen Kirche, wie er heute in Deutschland gegangen wird. Es ist ein Weg, der von vielen Hoffnungen begleitet wird. Wird es gelingen, neu über Macht und Amt nachzudenken und entsprechend lebensdienliche Entscheidungen zu fällen? Wird es gelingen, den Frauen den Platz in der Kirche einzuräumen, den sie heutzutage nicht mehr erbitten sollen müssten? Und: Nach dem letzten Zusammenkommen in Frankfurt ist das Stauen über erste Entscheidungen groß und zugleich von der bangen Frage begleitet, ob diese Entscheidungen überhaupt Bestand haben werden, nachdem schon das gemeinsame Abendmahl in konfessionsverbindenden Familien nicht einmal aus seelsorgerlichen Gründen gestattet wurde.

Und vor neun Jahren gab es noch keinen Krieg in der Ukraine – und damit im Herzen von Europa. Vor neun Jahren haben wir nicht geahnt, dass Tausende von Menschen in Europa auf der Flucht sein würden; und wir haben auch nicht geahnt, dass Europa und weite Teile der Welt zusammenrücken und auf diesen Krieg mit einer Stimme reagieren würden. Und wir? Vor neun Jahren sahen wir uns noch nicht so sehr auf das Gebet zurückgeworfen, wie wir es heute, in diesen Tagen erleben: zurückgeworfen auf das Gebet, auf unsere ureigene Berufung als Menschen, die glauben, lieben und hoffen – dies nun aber in einer Existentialität, die uns bisweilen im Gebet

abhandengekommen ist. Wer über 70 Jahre nicht um Frieden bitten musste, weil der so selbstverständlich erscheint, wird da vielleicht auch etwas müde. Doch er ist nicht selbstverständlich. Und heute beten wir. Wir beten in dem Wissen, dass wir kaum etwas anderes tun können, außer zu beten. Wir beten und wir tun dies in der – manchmal schon fast verzweifelten – Hoffnung, dass es den Betern doch gelingen möge, „das Schwert ob unsren Häuptern aufzuhalten - und diese Welt den richtenden Gewalten durch ein geheiligt Leben abzuringen“, wie es Reinhold Schneider 1936 mitten im unheilvoll wachsenden Deutschland formuliert hat. Den Betern möge es gelingen, der Welt Leben abzuringen; Frieden zu stiften. Und mehr noch: Allein den Betern *könne* es gelingen, den Tätern entgegenzutreten und dafür zu sorgen, dass diese gerade nicht den Himmel nach ihren Gesetzen zwingen. Nein, so Schneider: Was die Täter vereinen, „wird sich wieder spalten; was sie erneuern, über Nacht veralten; und was sie stiften, Not und Elend bringen.“ Allein den Betern könne es noch gelingen, hier einzugreifen, hier durchzutragen, hier zu hoffen, hier gegen alle Vernunft zu glauben. Vor neun Jahren war die Kirche weiter entfernt davon, in dieser Weise zu beten. Das heißt: Vor neun Jahren war die Kirche weiter davon entfernt, zuallererst eine betende und zugleich eine diakonisch starke Kirche zu sein.

Und heute? Heute betet die Kirche; und sie betet mit aller Kraft, mit aller Verzweiflung und mit aller Hoffnung. Allein den Betern kann es noch gelingen, das ist die Hoffnung. Und deshalb: „prayforUkraine“ heißt es in zahlreichen Friedensgebeten, Kirchen, Kapellen, Hauskreisen und auch bei uns in „Miteinander für Europa“, wo beim ersten Gebet mit Geschwistern aus der Ukraine über 1000 Menschen mitgebetet haben und weiter 300 gern noch dabei gewesen wären. „prayforUkraine“ heißt es – und in diesem Gebet vermischt sich die Bitte um den Frieden mit der Sorge um die Geschwister vor Ort sowie mit der eigenen Fassungslosigkeit, dass in der Mitte von Europa ein solcher Angriffskrieg überhaupt möglich ist. „PrayforUkraine“ atmet all dies – und ebenso tun es die vielen, vielen Hilfsaktionen von Menschen, die Unterkunft, Verpflegung, Zuspruch, Wärme, Hilfe bereitstellen und so das diakonische Gesicht der Kirche sowie das mitleidende Antlitz Jesu mitten im Notvollen in einer Weise zu erkennen geben, wie beide von Anfang an gedacht waren. Die Kirche von Heute und Jetzt ist also eine betende und eine diakonische Kirche. Damit ist sie ganz sehr gegründet in ihrem ersten und wesentlichsten Auftrag für das Leben und für die Welt.

„Kirche 3.0“ – was heißt dies nun vor diesem Hintergrund? Und was ist dabei anders als bei „Kirche hoch 2“? Die Antwort ist: Das gesamte Umfeld, der gesamte Kontext ist

anders und damit ist es auch die Form der Kirche. Was jedoch nicht anders ist, ist ihre Aufgabe, die zeitlose Botschaft und den damit einhergehenden zeitlosen und – im wahrsten Sinne des Wortes – notwendigen Trost in die Welt zu tragen, zu beten, zu hoffen, zu stammeln, zu seufzen, zu schweigen, zu schreien und zu tanzen. Mit anderen Worten: Diese Botschaft ist zeitlos, doch der Kontext, das Heute prägt den Ausdruck der Kirche, er prägt ihre Sprache, er prägt selbst den Glauben und allemal die Anfragen und den Zweifel. „Kirche 3.0“ wird also gleichzeitig aus dem ewigen Fundament des Rufes Gottes sowie aus der Situation von heute geboren. Sie erfindet die Botschaft des Lebens also nicht neu, sondern sie bringt sie schlicht neu zur Sprache. Mehr braucht sie nicht zu tun – weniger allerdings auch nicht.

Die Botschaft des Lebens neu auszubuchstabieren und vor dem Hintergrund der „Zeichen der Zeit“ in Sprache zu bringen, sorgt dafür, dass „Kirche 3.0“ ihre Nüchternheit verliert – und das ist gut so, denn: Die Kirche, wir alle haben gute Gründe, uns mit ganzer Seele, von ganzem Herzen und mit all unserer Kraft ins Gebet und ins Leben zu werfen, uns vom Leben betreffen zu lassen, für das Leben einzutreten und die Liebe zu üben, die der Welt von heute ganz offenbar in so eklatanter Weise abhandenkommt. Wer dies mit ganzer Seele, von ganzem Herzen und mit aller Kraft tut, wird immer betroffen sein von dem, worauf die Zeichen der Zeit verweisen – und wird immer von dem betroffen sein, wie Menschen von heute leben, ringen, tragen, leiden; und wie Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gleichermaßen um die Sphäre des Leben kämpfen. „Kirche 3.0“ ist also eine un-nüchternde Kirche, die nicht nur von einem Gott erzählt, der sich betreffen lässt, sondern die der *compassio* Gottes ihre Hände, ihre Füße, ihre Stimme und auch ihr Schweigen, ihr Hadern und ihr Ringen weihet und leiht. „Kirche 3.0“ sind also wir alle, die wir uns betreffen lassen und deshalb noch unsere Fassungslosigkeit und unser hilfloses Tun Gott in seiner *compassio* zur Verfügung stellen.

Die un-nüchternde Kirche, die sich Gott zur Verfügung stellt, ohne selbst eine letzte Antwort auf die Fragen der Zeit zu haben, ist demzufolge eine Kirche im Aufbruch. Allerdings ist es kein Aufbruch zu einer strahlenden Gestalt, die über den Dingen schwebt, sondern es ist ein Aufbruch nach innen – und nach unten. Mit anderen Worten: Es ist ein Aufbruch zu einer Kirche mit Dellen und Beulen, wie Papst Franziskus sie in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ beschrieben hat – doch mehr noch: Es ist ein Aufbruch zu einer Kirche, die sich wegen dieser Beulen und Dellen nicht schämt, sondern daraus umso deutlicher ihre Angewiesenheit auf den unverfügbaren Dreieinigen Gott ableitet und sich deshalb zuallererst und mit großer Intensität in Gebet und Tat

nicht über, sondern neben die Menschen stellt. Kurzum: Es ist eine Kirche, die Beulen und Dellen nicht mit Struktur vertuscht, sondern diese bekennt und somit wieder neu zu einer Gemeinschaft der Fragenden, der Suchenden und derer wird, die in der Unverfügbarkeit Gottes eine Herausforderung, aber auch einen Trost sieht. Dieser Trost besteht nicht zuletzt darin, dass Gott immer der „Ganz-Andere“ und damit das Gegenüber sowie der Adressat allen Lebens bleibt, ohne in die Struktur oder Wünsche einer Kirche eingepasst und damit handhabbar gemacht zu werden. „Kirche 3.0“ sieht also die Dellen und Beulen, ohne sie vorzuzeigen – sondern sie bringt diese demütig ins Gebet zu dem, der Dellen und Beulen mit *compassio* begegnet und diese beheimatet. Es ist also der Aufbruch zu einer demütigen Kirche, die sagt, was sie glaubt – und lebt, was sie sagt. Das ist nicht strahlend, dafür aber heilsam und menschnah. Doch ein solcher Aufbruch ruht zunächst auf nur wenigen Schultern und ist deshalb hoch zerbrechlich. „Kirche 3.0“ ereignet sich also weiter und vertiefter, wenn diese Schultern breiter werden; wenn weitere Schultern hinzukommen und wenn der Mut Hände und Füße bekommt, der alten Botschaft Gottes für das Heute zu vertrauen und daraus zu leben. Mit anderen Worten: „Kirche 3.0“ ereignet sich, wenn der Zusammenhang zwischen quantitativer Größe, Struktur und Vitalität aufgelöst wird – wenn also klarer denn je ist, dass in jedem Fluss immer auch die Quelle fließt und dass deshalb zuallererst die Ressourcen des Glaubens, der Gemeinschaft, der Kirche weiterentwickelt werden dürfen und sollen. Dies geht auch im kleinen Kreis, in kleiner Gemeinschaft, im Netzwerk oder in der Weggemeinschaft auf Zeit. Und mehr noch: Dass die Quelle in diesem Fluss fließen, ist nicht das Verdienst von „Kirche 3.0“, sondern vielmehr ihre Grundlage, ihr Lebensstrom und damit ist es auch ihre Aufgabe, dieser Quelle im Hier und Heute alle Aufmerksamkeit zu schenken und ihr gerecht zu werden – egal, wie groß die Gemeinschaft ist. Noch einmal: Charisma und Vitalität sind die entscheidenden Kriterien für „Kirche 3.0“, nicht Größe und Struktur.

„Kirche 3.0“ also – was aber macht sie konkret aus? Die un-nüchternde Kirche, die sich ihrer Beulen und Dellen nicht schämt, kann, muss und soll letztlich und zuallererst nur eine betende Kirche sein – und dies nicht allein deswegen, weil es möglicherweise nur den Betern noch gelingen kann, der Welt Leben abzurufen. Was aber bedeutet dies? Es heißt: In einer sich rapide verändernden Welt mit ihren ganz grundsätzlichen Anfragen an den Glauben liegt der Schlüssel auch und gerade im Erleben und im Erfahren des Gebets und damit im Erfahren des Lebensgesprächs mit Gott – und genauer: Der Schlüssel liegt in einer reflektierten und versprachlichten Erfahrung der

eigenen Gottesbeziehung. Dies ist deswegen der Schlüssel, weil es dabei erstens um das Gebet mit einem je eigenen Sitz im Glaubensleben selbst geht, das ja nicht losgelöst von den Anfragen der Zeit und den eigenen Zweifeln verstanden werden kann. Zweitens geht es aber auch und gerade um die Berufung – und dies meint in erster Linie die Berufung zur Hoffnung und damit zum Erzählen von der Botschaft, die jeder und jedem Einzelnen von uns anvertraut worden ist. Ein solches Erzählen verkraftet keinen Jargon und keine Worthülsen. Mit anderen Worten: Der Ausgangspunkt eines solchen Erzählens ist nichts weniger als das je eigene, fundierte Lebensgespräch mit Gott. Anders bekommt diese Erzählung, dieses Bekenntnis keinen Schwung, vielleicht auch keine Vollmacht – anders geht es in der Fluidität der sich verändernden Zeit unter, weil es eine beliebige, nicht von Erfahrung durchsättigte Erzählung verbleibt. Mit anderen Worten: Anders wird der Aufbruch zur „Kirche 3.0“ nicht erfolgen, werden die Dellen und Beulen keine Rolle spielen und wird die *compassio* Gottes nicht sichtbar. Gleichwohl – und dies ist an dieser Stelle deutlich zu betonen – gibt es einen Unterschied im Bekenntnis, das sich aus dem Lebensgespräch mit Gott speist – und dem Bekenntnis, das sich geradezu fundamentalistisch an letzte, endgültige und immer verbindliche Antworten bindet, ohne die Brüchigkeit und Unverfügbarkeit zu reflektieren, die solche Antworten auf unserer Seite der Ewigkeit notwendigerweise haben. Dieser Unterschied ist klar zu benennen, weil er nicht nur die Linie zwischen Gottsuche und Fundamentalismus markiert, sondern weil durch ihn auch deutlich wird, dass auch glaubende Menschen ungeachtet ihrer Hoffnung niemals davon ausgehen können und dürfen, die letztgültige Antwort auf eine Frage der Zeit gefunden zu haben. Dazu ist das Lebensgespräch mit Gott – aus gutem Grund – zu sehr von der Differenz von Schöpfer und Geschöpf, von Menschen als Mensch und Gott als dem Ganz-Anderen geprägt.

Was aber bedeutet dies? Es bedeutet, dass in einer sich verändernden Welt und damit auch in „Kirche 3.0“ der eigenen Glaubenserfahrung und der daraus hervorgehenden Versprachlichung eine große Bedeutung zukommt. Dabei geht es weniger um das Ausdrücken von Befindlichkeiten, sondern vielmehr um das Erzählen von einer begründeten Hoffnung. „Kirche 3.0“ ist also zuallererst eine betende und gleichzeitig auch eine hörende und dann eine aus dem Wort Gottes handelnde Kirche. Sie ist all dies, weil nur im Gebet diese existentielle Anverwandlung des Wortes Gottes geschieht, die in die lebensdienliche Tat führt. Mit anderen Worten: Nur in diesem Lebensgespräch mit Gott bekommt die Hoffnung ihre besondere, ewigkeitsgesättigte Sprache, die sich

dann traut, noch mitten in die Hoffnungslosigkeit hineinzusprechen oder mitten im Krieg und gegen alle Wahrscheinlichkeit nicht nur den Frieden, sondern auch ein neues, fleischliches, menschliches Herz für die Kriegstreibenden von Gott als dem Ganz-Anderen, dem Unverfügbaren und den gerade darin Allgegenwärtigen zu erbiten.

„Kirche 3.0“ ist zweitens eine communautaire Kirche. Dies betrifft sowohl ihre Strukturen als auch ihre Aufgabe, stellvertretend für Menschen und für die Welt im Gebet einzutreten. Communautaire Strukturen sind synodale Strukturen, die auf Gemeinschaft ausgerichtet sind und die das Vermögen haben, sowohl den analogen als auch den digitalen Raum in einem Mindestmaß, nicht aber als Selbstzweck zu ordnen. Communautaire Strukturen sind zudem netzwerkartig und auf Zeit angelegt und dienen dazu, Bewegung beweglich zu halten. Insofern steht bei communautären Strukturen nicht die Pfarrie, sondern der Raum im Vordergrund – und in diesem Raum vernetzt sich das Gottesvolk zum Gebet, zum Austausch, zum diakonischen Handeln und zur Verkündigung. Nicht zuletzt dies macht deutlich, dass „Kirche 3.0“ nicht ohne den digitalen Raum auskommt – und mehr noch: den digitalen Raum fest einrechnet.

Communautaire Kirche zeigt sich aber auch in der Stellvertretung. Es gilt, die Schwarmintelligenz des Netzwerkes zu nutzen und gerade deshalb voneinander zu wissen und dann durchaus auch stellvertretend – ganz im Sinne eines priesterlichen Auftrags – für Menschen und für die Welt vor Gott zu wachen und zu beten und alle in die Erlösung Jesu Christi zu bergen. Wer keine Sprache für das Gebet hat, darf und soll sich gewiss sein, dass das Gebet stellvertretend von Anderen weitergetragen wird. Wer keine Kraft für Hoffnung hat, darf und soll sich gewiss sein, dass irgendwo in der sichtbaren oder unsichtbaren Welt Hoffnungssamen gesät werden. „Kirche 3.0“ als communautaire Kirche nimmt also Gemeinschaft in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt ernst – auch und gerade die Gemeinschaft, die gerufen ist, das Gebet für die Menschen, für die Welt als ihre ureigenste Aufgabe zu verstehen.

Und drittens: „Kirche 3.0“ ist eine verwundete Kirche, die sich ihrer Wunden nicht schämt, sondern aus diesen Wunden lebt. Trost, der die Verwundbarkeit auf- und ernstnimmt, ist ein teures Gut in Zeiten der Pandemie und in Zeiten des Krieges. Dieses Gut entfaltet seine Kraft aus einer erfahrungsgesättigten Berufung zur Hoffnung und gerade nicht aus Textbausteinen, die vom Sprechenden ungeglaubt sind. Das heißt: Die Hoffnung auf die bergende Liebe Gottes, auf die Beheimatung des Einsamen, auf den Schutz der Seele mitten im Tod, das ist das kostbare Gut, von dem das

Bodenpersonal Gottes in „Kirche 3.0“ noch einmal neu gerufen ist zu erzählen. Das braucht es, denn dann verliert auch die erlebte Verwundbarkeit ihren Nimbus der Schwäche und wird Teil des unverfügbaren und zugleich sich vollendenden Lebens. Christus selbst lebt dies doch vor, indem er seine Wundmale nicht versteckt, sondern sie zeigt, um deutlich zu machen: „Ich bin es.“ Er zeigt die Wunden und tröstet, denn diese Wunden sagen gleichsam: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben.“ Dies bedeutet: Nicht das Kreuz markiert das Ende der Lebensetappe, sondern das leere Grab tut dies. Gleichwohl führt der Weg nicht am Kreuz mit seinen Wunden, Dellen und Beulen und selbst seinem Tod vorbei – das ist eine Lebensrealität. Jedoch liegt genau darin die Hoffnungsperspektive, die immer und immer wieder neu angeeignet werden will. Das ist die Kernaufgabe von „Kirche 3.0“. Und das bedeutet: „Kirche 3.0“ geht es um Vulnerabilität und nicht um Vulneranz. Will heißen: Sie fährt angesichts ihrer Verwundbarkeit gerade nicht die von der Theologin Hildegund Keul beschriebene „Herodes-Strategie“, die besagt: „Lieber verletzte ich Andere, als dass ich meine eigene Verwundbarkeit spüre.“ Das tut sie gerade nicht. Vielmehr wühlt sie sich einerseits durch die Symptome der „Herodes-Strategie“, während sie gleichzeitig mit dem schockierten, staunenden und mit sich selbst ringenden Menschen betend, hörend und von Gottes *compassio* getragen unterwegs ist. Dieser weite Blick ist wichtig, weil es gerade in den Zeiten, in denen Vulneranz Hochkonjunktur hat, eine Perspektive weit über den eigenen Tellerrand hinaus braucht.

Betend, hörend, communitär und sich der eigenen Verwundung nicht schämend, sondern diese unter dem Signum der Botschaft der Hoffnung lebend – das ist „Kirche 3.0“, wie ich sie aus dem Heute und auf dem Grund der zeitlosen Botschaft ableite. Dies tue ich in dem Wissen, dass die Quelle immer im Fluss zu finden ist; dass also die Form von Kirche sich ändert, die Botschaft aber immer ein Teil von ihr ist. Insofern besteht die einzige, sich jeweils in der Zeit konkretisierende Aufgabe darin, diese Botschaft un-nüchtern, mit ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit aller Kraft und nachhaltig zum Klingen zu bringen. Dabei ist es mehr als wahrscheinlich, dass sich nicht zuletzt im Gebet und im Hören der Weg entfaltet, auf dem „Kirche 3.0“ nicht nur entsteht, sondern auch lebt.